- Tafel 38. Die californische Schopfwachtel. (*Lophortyx californica*.) Weibchen mit junger Brut im Dunenkleide; in der Acclimatisation begriffene Species.
- „ 39. Der Purpurreiher. (*Ardea purpurea*.) Nest im Rohr mit Jungen verschiedenen Alters.
- „ 40. Der rothköpfige Würger. (*Enneoctonus rufus*.) Nest mit flüggen Jungen, auf einer Birke.
- „ 41. Der Stieglitz (*Carduelis elegans*.)
- Berlin, im Juni 1868.

Dr. Carl Bolle.

Eine Entgegnung auf die Schrift:

„Der Vogel und sein Leben.“

Von

Oberförster Adolf Müller und Pfarrer Karl Müller.

„Man merkt die Absicht und ist verstimmt.“
Goethe.

Wie die Weltordnung und der Gott des Jean Jacques Rousseau nach Heyne s. Z. den Genfer Uhren und ihren Verfertigern auf's Haar gleich, so taucht auf einmal im Münsterlande ein Gott auf, welcher sich in der Gestalt eines besonderen Vogelpatriarchen offenbart und die befiederte Welt nach seiner Art regiert.

Obgleich diese Gottheit hin und wieder sich in einigen vereinzeltten Erscheinungen neuerdings am Horizonte der Naturwissenschaft gezeigt, so hat sie sich doch plötzlich eines Vermittlers bedient, der sie und ihre Weltordnung in einem grösseren Verherrlichungswerk, dank den Posaunenstössen clericaler Empfehlungen, in der zweiten Auflage verkündigt. Dieser Vermittler ist Herr Dr. Bernhard Altum; und da er uns sein Werk auf dem profanen Wege des Buchhandels bietet, so ist es ja erlaubt, an ihn und seine Offenbarung wie an andere Leute und andere Schriften dieser Erde heranzutreten, zu prüfen und zu urtheilen. Und weil Herr A. im Vorwort „Allen, denen Verständniss des Thieres in seinem Leben von Wichtigkeit und Interesse sein muss, den Theologen, Philosophen, Naturforschern, wie gebildeten Naturfreunden, diese Blätter gewidmet“: so sind auch wir Gebrüder herangetreten zu diesen Blättern, prüfend und urtheilend uns in ihre einzelnen Abschnitte theilend.

Beschauen wir uns einmal erst die Altum'sche Offenbarung im Ganzen.

Jedes Ding hat seine zwei Seiten; auch das Buch des Herrn A. hat sie. Auf der einen steht der Gottmensch und die Auserlesenen des Herrn, mit Verstand und Vernunft ausgerüstet, den Schlüssel zu Himmel und Erde in der begnadeten Faust, ein wahres Wunder der Schöpfung, ohne lebendige Beziehung hoch erhaben über jeglichem Erdenwesen — auf der andern ziehen die Pariahs oder vielmehr Pouliahs dieser Erde, Maschinen ohne Seele, „die eigentlich gar nicht selbst handeln, sondern nach höheren Gesetzen zu ganz bestimmten Lebensäusserungen veranlasst werden“; denn „das Thier denkt nicht, reflectirt nicht, setzt nicht Zwecke, und wenn es dennoch zweckmässig handelt, so muss ein Anderer für dasselbe gedacht haben.“ Aber dennoch haben diese Pouliahs ein Gehirn, ähnlich wie der Mensch, das, wie Herr A. wissen müsste, ein Rückleitungs-, und kein blosses Wahrnehmungs- und Sinnes-Organ ist.

Das wäre in wenigen Zügen die organische Welt des Herrn Vermittlers Altum, über welcher der grosse Vogelvormund wie ein Nebel schwebt, stets bereit, zu Nutz und Frommen der Teleologie die gewaltige Hand aus der Wolke zu strecken, um die grosse Vogelmaschine zu regieren. Da sich dieser Herrgott nun so ausserordentlich geberdend plötzlich auf die helle Strasse der Naturwissenschaft drängt, so fordert er wie von selbst ein näheres gespanntes Betrachten heraus. Aber zur Ergründung seines inneren und äusseren Wesens bedarf es weder Mikroskope, noch Sonden und Retorten der neueren Wissenschaft; er stellt sich als der alte

„kleine Gott der Welt“

auf den ersten Blick dar. Ein Puppenspiel dirigirend, hinter der dürftigen Stellage verborgen, erkennen wir alsbald seine Extremitäten: Beine, Hände und Kopf, und an diesen den Herrn Schöpfer selbst. Es ist leibhaftig Herr Altum! Gewiss ein Vortheil für uns, da wir es nun nicht mehr mit einem Ueberirdischen, sondern mit einem höchst Irdischen zu thun haben, eigentlich mit einem Manne von reinster materialistischer Anschauung nach unten und mit idealischem Blick nach oben, mit dem wir jetzt nach der einen Seite hauptsächlich menschlichverständlich rechten können. Wir setzen uns hierbei die — menschliche Aufgabe, die verachtete, verkannte Vogelklasse, die Creatur, die „nach Erlösung seufzt“,

aus ihrer, wenn auch nur augenblicklichen Erniedrigung zu befreien und wieder zu der natürlichen Stellung in der grossen Gliederung der Erdorganismen zu erheben.

Gehen wir nun — soweit es uns der Raum in diesen Blättern gestatten möchte — zur näheren Besichtigung und Besprechung der Abschnitte des Buches über; unsere eingängliche Skizze von dem Ganzen wird dann nach und nach Form und greifbare Gestalt, überhaupt Verständniss erlangen.

„Einleitung.“

Wenn sich Herr A. gleich von vornherein auf den „höheren“ Standpunkt der Naturforschung stellt, auf den Standpunkt der „finalen“, d. i. idealistischen oder teleologischen Betrachtung, so putzt er sich erstlich ganz treffend als einen Hohenpriester der Geheimnisse der Natur heraus, für's Andere stellt er aber so unbewusst einen rechten Zwiespalt her zwischen seiner Anschauung nach oben, d. h. nach dem Menschen, seinem Leben und dem höchsten Weltprinzip, und der nach unten, d. i. nach dem Thierreich, insbesondere der Vogelwelt, die er beachtenswertherweise mit allem Ausschluss der Säugethiere in den Bereich seiner Betrachtungen zieht. Gleichsam vorbedeutend spricht sich das Wesen der Teleologie in dem Satze aus: . . . „Will der Teleologe nicht strenge die Resultate der exacten Wissenschaft berücksichtigen, sondern ihr vorgreifen, ihr gar Vorschriften (!) machen, muthet er ihr zu, dass sie sich in den Rahmen seiner Gedanken einpassen soll, so hat die Teleologie keine Basis, sie ist nicht mehr Wissenschaft, sondern Phantasie und muss nothwendig auf Abwege führen, und eben weil sie bereits oft genug ihre eigenen Wege hat gehen wollen, ist sie durch die eigene Schuld ihrer Vertreter bei der Naturforschung so arg in Miskredit gekommen.“ Ja, das ist sie thatsächlich, ihrem innersten Wesen nach, denn sie blickt mit vorgefasster Meinung in die Natur, zwingt und drängt dieser ein höheres, unmittelbares Agens auf, das sie noch nicht erforscht, nicht kennt, von dem sie nur ein dunkles, Herrn A. so anstössiges „Ahnungsvermögen“ oder den „Glauben“ hat, welche beide aber eine wahre Naturwissenschaft gar nicht berühren, nicht weiter bringen, und verfährt, rechtet und rechnet nun mit dieser unbekanntem, eingebildeten Grösse wie mit wirklichen. Heisst das was anders, als sich ungebührlich und unberufen aufdrängen, als die Natur und ihre

Gebilde in eine Zwangsjacke drängen? Aber nicht allein wider-natürlich — überflüssig zeigt sie sich dem Vorurtheilslosen, nein, durch ein Liebäugeln mit den Satzungen der Kirche, mit der Wiedergabe ihrer endzwecklichen Lehren in oft geschmacklosem Schulmeister-tone macht sie sich aller gebildeten Welt zuwider, lässt die Absicht merken und macht verstimmt. Was Wunder! wenn sie sich so in Miskredit gebracht und bei jeder neuen An-strengung nichts weiter vermag, als — mit Heyne zu reden — immer wieder die alten Ochsen vorzuführen, die den zähen Wust nach wie vor wiederkauen. Man werfe uns hier nicht Bitterkeit vor. Es sind das berechnete Rückwirkungen des Unmuthes gegenüber den Auslassungen vorliegender Schrift, in der sich tieferem Blicke der Vorhang lüftet, hinter welchem die theolo-gische Teleologie bewusst oder unbewusst mephistophelisch spielt. Wenn man sich in den Luftkreis überirdischer Zwecke stellt, selbst zweck- und absichtbeladen, so darf man nur nicht denken, dass das die gebildete und wissenschaftliche Welt so ohne Wei-teres hinnimmt, wie eine gläubige Armensünder-Menge eine Donner- und Verdammungs-Predigt. Gewiss, wir sehen Herrn A. — das brauchte er uns nicht vorher zu sagen — „auf einem fast vereinsamten Posten“, und wenn er glaubt, „der Boden desselben habe sich im Laufe der Jahre um so mehr befestigt, je grösser einerseits die Menge der Gegner anwuchs und je offener sie mit ihrer gehaltlosen Sprache hervortreten und je genauer andererseits die Kenntnisse wurden, welche wir uns vom exact wissenschaftlichen Standpunkte aus über das Thier“ (sc. den Vogel) „und sein Leben, namentlich durch jahrelang fortgesetzte, eingehende, eigne Forschungen verschaffen konnten“: — so wollen wir ihm diesen Glauben durch Thatsachen nehmen, erstens dass wir ihm sagen, wie gerade die Vertreter seiner Theorien und Anschauungen ein wahres Altweiber-Gewäsch in die Wissenschaft bringen wollen und zweitens, dass wir ihm beweisen, wie die meisten seiner eigenen Beobachtungen und Forschungen (einzelne ausgenommen) oberflächliche, nicht in das Wesen eingehende, ja sogar grundfalsche sind.

„Farbe und Zeichnung des Vogels.“

Der Verfasser führt in diesem Abschnitte Streiche in die Luft. Keinem seiner Gegner, am allerwenigsten den Vertretern einer höheren Auffassung des Thierlebens, fällt es ein, das Passende in der Farbe und Zeichnung des Vogels in Rücksicht auf Lebens-

weise, Klima und Umgebung zu leugnen. Nur dürfte der Satz: dem Vogel ist diese Eigenthümlichkeit von einem waltenden Gesetz gegeben, damit er da oder dorthin passen, in umgekehrter Weise der Wahrheit näher kommen: Gegend, Klima, Bodenbeschaffenheit etc. sind die Erzeuger jener Eigenthümlichkeiten. Dadurch wird dem Naturgesetz das Schul- und Schablonenmässige, eben das Teleologische in des Herrn Verfassers Sinn und Bedeutung benommen, und die Erscheinungen entwickeln sich frei aus der Keimkraft der Natur. Die Fragen aber beantworten zu wollen: warum sind die Männchen lebhafter und schöner gefärbt, als die Weibchen, ist fruchtloses, müssiges Beginnen. Dass sie sich unter einander erkennen sollen? Wie naiv und wie lächerlich! Gehört hierzu der schwarze Kopf des Mönchs und der braune seines Weibes. Die Paare der grauen Grasmticken, Singdrosseln u. v. a. erkennen sich gegenseitig mit derselben Sicherheit, ohne dass Unterscheidungsmerkmale für das menschliche Auge vorhanden sind. Wie aber verhält es sich denn mit den Paaren, die nebeneinander wohnen, mit gesellig lebenden und nistenden Saatkrahenpaaren? Trotz des bunten Durcheinanders erkennen sich die einmal gepaarten Gatten, die Eltern ihre Kinder, die Kinder diese und sich unter einander. Willkürlich und lächerlich zugleich ist die weitere Annahme, dass die verwandtschaftlichen Merkmale nur darum gegeben seien, damit man sehe, dass die ganze Masse einen gemeinsamen Ursprung hat. Herr A. klebt mit dem stets bereiten Kleister der Wohlfeilheit sofort seine lächerlichen „Etiquetten für die systematische Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit, für das eine oder andere Geschlecht, für gewisse Altersstufen, oder auch für das Vaterland“ den entseelten Vogelmaschinen wie einen österreichischen Pass auf, und nun reisen sie, gegängelt von dem allerhöchsten Schulpatriarchen wie eine Schaar geordneter braver Schulkinder auf der Erde umher. Soll hier die Darwin'sche Lehre ihre Anwendung nicht finden, so muss wieder der hochweise Schulmeistersinn im Hintergrund stehen, der theils sich selbst zur Genüge, theils dem anspruchsvollen Menschen zulieb, damit er das Thier in sein fein ausgeklügeltes System einzwängen könne, einer ganzen Thiergruppe ein gemeinsames Merkmal aufgedrückt hat. Nur muss der Herr Verfasser zugeben, dass der Ordner im Hintergrunde, wie es scheint, an der Verlegenheit der Menschen eine besondere Freude hat, denn bald führt er sie am Schwanz, bald am Flügel, bald am Schnabel,

bald am Fuss des Vogels irre. An der Nase herumführen und „irrlichteliren“ lässt sich aber die aufgeklärte Forscherwelt nicht.

Der Verfasser behauptet, die Vögel hätten keinen Begriff von ihrem Farbenschmuck. Wir behaupten dreist das Gegentheil, wenn wir es gleich nicht wagen können, zu bestimmen, wie weit deren Reflexion im Einzelnen reicht. Wer je einen Distelfink, einen Staar, einen Pirol oder sonst einen sich sorgfältig säuberlich haltenden Vogel während des Putzgeschäftes beobachtet hat, der kann nicht daran zweifeln, dass der Farbenglanz des Gefieders einen Eindruck auf ihn macht. Der Ordnungssinn ist innig verwandt mit dem Schönheitssinn. Geräth ein Federchen in Unordnung, wie geschäftig ist der Schnabel, um es herzustellen. Aber weiter im Text. Wenn das Rebhuhn sich vor dem Feinde an die Scholle drückt, so denkt es allerdings dabei nicht: thue ich dies, so werde ich übersehen, weil mein Gefieder schwer von dem Boden zu unterscheiden ist; bewahre, so weit reicht sein Verstand allerdings nicht. Aber es denkt oder fühlt etwas dabei, und offenbar nichts anders als: ich bin in Gefahr, der Sperber oder Falke oder Mensch oder Hund ist mein Feind, ihm entgehe ich am sichersten, wenn ich mich ruhig niederdrücke, also mich so klein wie möglich mache und kein Glied rühre. Ob das Huhn gewöhnlich oder weiss gefärbt sei, das thut nichts zur Sache. Jene weisse Schnepfe, die vor den Füßen des Schützen aufging, wich nicht von der Eigenthümlichkeit der Verbergungsweise ihrer Brüder und Schwestern ab, weil das einmal in ihrem Wesen begründet lag, andertheils die Erfahrung sie eines Besseren nicht belehrt hatte. Wie erklärt sich denn aber Herr A. das frühe Aufstehen einer verfolgten und gewitzigten Schnepfe, ja ihr plötzliches Sich-Erheben in die hohen Lüfte und gänzliches Entfernen von dem unsicheren Orte am hellen Tage? Was trieb eine von uns einst angeschossene Schneegans, die sich bekanntlich im gesunden Zustande niemals vor dem Schützen oder bei sonstiger Gefahr „drückt“, zu diesem Verfahren, als sie vom Bache, in dem sie vorher gelegen und aufging, ab in's Feld strich, dort in eine Furche mit wagrecht an den Boden gehaltenen Hals gedrückt, bis auf 25 Schritte „hielt“ und aufstehend, dann von uns heruntergeschossen wurde? Das Thier versuchte hier in der Noth ein ihm sonst nicht eigenthümliches, wenigstens im gesunden Zustande nie angewandtes Mittel, den Augen sich zu entziehen. Hat hier auch der Gott des Herrn A. für die Gans gedacht, oder war es

nicht vielmehr eine jedem Schulknaben einleuchtende Handlung der Ueberlegung des Thieres? Denkt auch ein Anderer für die „geflügelte“ Stockente, ingleichen für die überraschte Tauchente, wenn die erste, mit dem ganzen Oberkörper im Wasser, nur den oberen Theil des vorgestreckten Halses sehen lässt, und wenn die zweite, plötzlich in unmittelbarer Nähe des angeschlichenen Schützen sich erblickend, taucht, ausser Schussweite desselben aber aufsteht? Was hält die geweckten Raben so merkwürdig berechnend ausser Schussweite des Jägers und was lässt dieselben, sowie die Wildgänse, ruhig weiter „ässen“, wenn der ackernde oder fahrende Landmann an ihnen ganz nahe vorbeikommt? Und was erblickt das richtige Forscherauge in dem Kreisen des Kolk-raben, bevor er sich seinem Horste nähert oder einen Raub ausführen will; was, wenn der Sperling die unter Spreu oder Schnee verborgene kleine eiserne Falle mit dem Köder sehen umkreist, der alte erfahrene Spatz aber nie berührt, wohl aber die umher gestreuten „Kirrbrocken“ fein säuberlich aufnimmt? Was anders als Ueberlegung, als Verständnisse lässt diesen, wie die einmal durch das Zug- oder Schlaggarn berückten Drosseln, Grasmücken, Nachtigallen und Duzende anderer Vögel diesen Menschentrug meiden? Und wenn wir nun gar Herrn A. aus der Reihe der Säugethiere die aufgeweckten, mit Ueberlegung vielfältig handelnden Wesen vorführten, den mit aller Menschenlist und Verfolgungssucht nicht auszurottenden, ja nicht einmal zu vermindern den Fuchs mit seiner Gegenlist, den Marder und die beiden Wiesel mit ihrer Kühnheit und Entschlossenheit, den vorsichtigen, bedächtigen Dachs, ganz zu geschweigen der mancherseits so gefürchteten Vogt'schen Affen. Herr A. sehe einmal dem treuen, verständigen Hühnerhunde in die Augen, dem dienstbeflissenen Ponmer, der seines Herrn Habe mit rührender Verleugnung seiner selbst bewacht; er beobachte den Schalk Dachshund, das gelehrige „Menschthier“ Pudel, der sogar nach dem vortrefflichen Scheitlin erstaunen kann, der nach unseren Erfahrungen bei Schmerzen wimmert wie ein Kind, sich aber vermöge seines glänzenden Thierverstandes ruhig die Wunde verbinden lässt und mit bittenden Blicken die Augen des Thierarztes, als seines erkannten Wohlthäters, sucht: — Herr A. schaue einmal in das verstandesleuchtende, die rührendsten Gemüthsäusserungen verkündende Auge dieser Wesen, — und er schäme sich tief, dem Thiere Geist abgesprochen zu haben; er nehme seine schriftliche

traurige Offenbarung und werfe sie als eine schmälige Verstündigung an den Manen unserer „Brüder im stillen Busch, in Luft und Wasser“ in die rächenden läuternden Flammen! —

Wir folgen Herrn A., dem es wohlweislich beliebt, für seine Belege sogar tief unter die Vögel hinabzusteigen zu den Kerbtieren, selbst zu deren weniger ausgebildeten Formen, wie den Raupen und Larven. Wir begegnen da Sätzen wie folgt: „Sogar die stupiden, oft blinden Larven verhalten sich auf dieselbe Weise wie die Vögel. So drücken sich (halten sich unbeweglich fest) diejenigen Raupen, welche wie ihre Futterpflanzen aussehen, die nackten grünen und braunen, von denen z. B. viele Spanner-raupen kaum von einem Reife zu unterscheiden sind; es fliehen aber (lassen sich zusammengerollt in's dichte Kraut fallen) die contrastirenden (alle?), etwa die dickpelzigen oder die Dornen-raupen. Wie viele Käfer und andere Insekten zeigen uns genau eine gleiche Lebensweise. Finden wir bei diesen Thieren Ausnahmen, bei den Schmetterlingen z. B. weiss gefärbte, die an grauen Stämmen ruhen, etwa *Orgyia saliois* *Liparis monacha*, *dispar*, so sind das solche, welche zeitweise einen sogenannten Frass bedingen, und welche deshalb eines energischen Angriffes durch ihre Feinde bedürfen, damit sie sich wieder zur Normalzahl vermindern.“ Was passt nicht Alles in den teleologischen Kram! Da könnte man die Seuchen, das Ersaufen der Mäuse bei Ueberschwemmungen nach Mäusejahren auch als eine zweckliche Anordnung ausgeben, hinter welcher der überall zu Hülfe Gerufene stets bereite Taschenspielerkünste triebe. Uns wundert, dass Herr A. das Sich-Fallenlassen der Raupen nicht sofort auch als einen bequemen Fund für seine teleologische Beweisführung erfasst hat, um z. B. zu erklären: diese Raupen lässt das denkende Princip, gleich den Würsten im Schlaraffenland, herabfallen, um manchen unbeholfenen, Raupen sammelnden Vögeln zu ihrer Nahrung zu verhelfen. Greifen Sie zu, Herr A., und bereichern Sie ihre Sammlung von beweisenden Thatsachen der Zweckmässigkeitslehre mit diesem kleinen milden Beitrage! —

Das weitere Viel-Lärmnachen um Nichts in diesem Abschnitte übergehen wir füglich.

„Bau und Stellung der Federn“ und „Gestalt und Bau des Vogels.“

Ogleich der Stoff in diesem Abschnitte recht greiflich und

gut nach den vielen exacten Untersuchungen neuerer Forscher durchgearbeitet ist; wir auch die vortreffliche Organisation und Gestaltung des inneren und äusseren Vogelkörpers anerkennen (kein ächter Naturforscher, und sei es der schreckliche Vogt, leugnet, „dass die Physiologie uns zu der tiefsten Ehrfurcht vor dem im organischen Reiche herrschenden schöpferischen Gedanken zwingt“): — so müssen wir doch den Satz, der sich wie ein rother Faden durch diese Capitel, sowie das ganze Buch zieht, bekämpfen, nämlich: „Kein Thier ist für sein Lebensbedürfniss unbehilflich geschaffen, jedes ist vollkommen zweckmässig für dasselbe gebaut und lebt diesem Bau, dieser Einrichtung gemäss auf eine ganz bestimmte Weise und will und kann nicht anders leben.“ (Seite 37.) Oder wie Seite 52: „Eins aber ist unantastbar klar und sicher, das jeder Vogel seine Beine und Füsse so zweckmässig und geschickt gebraucht, als es für seine Lebensverhältnisse überhaupt zuträglich ist, dass dieselben also für ihn möglichst zweckmässig gebaut und gestaltet sind.“ Dies Unantastbare lässt sich geradezu herumdrehen: Der Vogel ist ein Erzeugniss seiner Umgebung und alle seine Gliedmaassen, sein Thun und Treiben, kurz sein Wesen, was sich aus den bildenden Kräften, dieser Umgebung gemäss, verähnlichend herausgeformt hat, ist den näheren Lebensverhältnissen entsprechend. Der Schwimmvogel wird also mit Schwimmfüssen begabt sein, weil er ein Naturkind des Wassers ist, weil ihn dies Element und seine nächste Umgebung von Anfang an allmählig mit allem dem, was ihn als Schwimmvogel auszeichnet, zu einem Ganzen herausgebildet hat.

Im Uebrigen können wir uns blos auf Besprechung einiger Einzelheiten beschränken. Was Herr A. mit grossem Bemühen auf Seite 35 über die Bedingung des Brütten-Könnens teleologisch vorbringt, mag bei dem Abschnitt über das Brutgeschäft widerlegt werden. — Wiedehopf und Nachtschwalbe, Rebhuhn und Ringeltaube zeigen das nackte Feld auf ihrem Unterleib nicht allein ihrer verschiedenen Eierzahl wegen in sehr verschiedener Ausdehnung, sondern auch ihrer ganzen individuellen Gestaltung, ihrem äusseren Behaben nach. Auch die Grösse und Zahl der Brutflecken ist nicht immer übereinstimmend mit der Anzahl und Grösse der Eier, was schon Oken richtig bemerkt. — Der Satz (S. 43), . . . „auch die ausgezeichneten Flieger unter den kurzschwänzigen Vögeln, als Schnepfen, Brachvögel, Wasser-, Strand-, Uferläufer, Regenpfeiffer u. a. vermögen es wohl, sich im Fluge

in scharfen Winkeln zur Seite zu schlagen, aber nicht, plötzlich zu steigen oder sich zu senken, wenigstens nicht in dem Grade, als die mit kräftigem Steuer versehene Arten, und stets dem Grade, der Entwicklung ihres Schwanzes entsprechend“ — ist schon der Theorie, noch mehr aber der Thatsache gänzlich zuwider. Alle genannten, vorzüglich aber die Waldschnepfe, die Himmelsziege und die Regenpfeifer steigen unter Umständen und gar nicht selten vor dem Schützen senkrecht und rasch in die Höhe und fallen blitzschnell zur Erde ein. — Vorübergehend seien (S. 53.) mehrere Irrthümer über die Schweite einiger bekannten Vögel hervorgehoben. Das Rothschwänzchen, die Steinschmätzer, Würger, Fliegenfänger sehen auf 20 und mehr Schritte die geringste Bewegung eines Kerbthiers; der Hausrothschwanz insbesondere hat ein vortreffliches Auge, das von hoher Dachfirste herab ein kleines Insect auf der Erde bemerkt; Enten sehen sehr scharf in Nähe und Ferne.

In dem Abschnitte über den „Aufenthaltort des Vogels“ bringt der Verfasser wieder nichts bei, als Allbekanntes und im Grunde von keinem aufmerksamen Beobachter in Abrede Gestelltes, wie u. A. die Wiederholung, dass der Vogel, überhaupt das Thier im Allgemeinen vollkommen zu seiner Oertlichkeit, zu seinem Standorte passt, nur behaupten wir weiter, dass es sich seinen Aufenthalt wählt, auch sich einem andern unter Umständen anzubequemen versteht, keineswegs aber, dass es dahin gleichsam von aussen und ohne gänzlich bewusstes hincommandirt sei. Erst in aussergewöhnlichen, plötzlich über das Thier hereinschlagenden Verhältnissen, unter ihm nicht zusagenden oder feindlichen Umständen lässt sich des Thieres Vermögen recht erkennen und würdigen, innerhalb gewisser Grenzen selbständig zu handeln.

„Gesang und Stimme.“

Nach des Verfassers Ansicht ist der Gesang des Vogels einzig und allein die Blüthe des Geschlechtstriebes; mit ihm steigere er sich bis zur höchsten Stufe, mit ihm fällt und sinkt er wieder. Dass der Gesang mit diesem stärksten aller sinnlichen Triebe in unmittelbarer Beziehung steht, braucht uns Herr A. nicht erst zu sagen, denn die Altmeister der Vogelkunde haben es mit klaren Worten geschrieben und auch wir sind zu dieser unerschütterlichen Ueberzeugung auf dem Forschungswege gelangt. Ja, wir könnten Herrn A. geradezu seine Uebertreibung unterschreiben,

dass der Geschlechtstrieb einzig die Ursache sei, ohne seine Theorie vom Leben des Vogels zu unterstützen. Wie äussere Einflüsse, Witterung, Nahrung u. s. w. bewirken, dass die Vögel das eine Jahr eifriger, schöner und längere Zeit singen, als das andere, erwähnen wir vorübergehend. Auch ruckst die Taube noch nach dem Brutgeschäft, singt der eine und andere Vogel draussen, wie z. B. der Stieglitz bis in den Herbst hinein, ja im Winter. Die jungen Ringeltauben rucksen sogar im August oft sehr eifrig. Ist daran der Geschlechtstrieb einzig schuld? Hat nicht das Gefühl des Wohlseins und Behagens auch seinen Antheil? Singt nicht manche Nachtigall gerade am eifrigsten Nachts in der Nähe des brütenden Weibchens, wo bereits die Flitterwochen vorüber sind und von Betreten keine Rede mehr sein kann? Warum hat eine Nachtigall bei uns in der Stube vom März an laut bis in den November gesungen, und zwar je weiter nach dem Herbste zu, desto anhaltender, hitziger und bewundernswürdiger? Warum singen Vögel im Käfig sogar das ganze Jahr hindurch, die Mauser nicht ausgenommen? Soll das nur geschlechtliche Regung sein? Kann es dieser zugeschrieben werden, wenn der gefangene Sänger gerade um die Herbst-Zugzeit seine Gesanges-Sprache in abgebrochenen Strophen unter stürmischem Flattern spricht? — Doch legen wir hierauf weniger Gewicht. Treten wir also Herrn A. bei, indem wir die geschlechtliche Liebe als Hauptbeweggrund des Vogelgesanges darstellen. Worin besteht aber die geschlechtliche Liebe? Nur in dem sinnlichen Triebe, oder hat sie nicht auch wie beim Menschen ihre seelische, höhere Seite? Unfehlbar, sonst würde das Männchen nicht auch nach der jedesmaligen Befriedigung seines sinnlichen Begehrens der treue Begleiter des Weibchens sein. Ein stärkeres Band hält sie unzertrennlich zusammen. — Das Weibchen singt nicht. Dennoch wird auch dieses von der Macht der Liebe beherrscht. Was wirkt so nachhaltig, dass Männchen und Weibchen sich selbst den Winter über treu bleiben, wo das, was wir mit dem Worte geschlechtliche Liebe im alltäglichen Sinne bezeichnen, ganz und gar zurückgetreten ist? — Verfolgen wir nun aufmerksam den Gesang eines Vogels, so nehmen wir bei dem einen mehr, bei dem andern weniger einen willkürlichen Vortrag der einzelnen Theile seines Liedes, eine Abweichung vom gewöhnlichen Gang der Aufeinanderfolge einzelner Strophen oder Theile wahr. Die Nachtigall steht hierin oben an, und wer sie im vollen Feuer

belauscht hat, wird ihr ein gewisses Ringen nach Formbildungen nicht absprechen können. Wir haben unwiderlegliche Erfahrungen gemacht, die für eine Productionsfähigkeit der Nachtigall in beschränktem Sinne reden. Kann das ohne Vorhandensein von Selbstbewusstsein, ohne Empfindung, ohne Unterscheidungsgabe geschehen? Der lernende Dompfaffe weiss, hört, empfindet genau, wenn er einen Fehler gemacht hat, sucht sich zu verbessern, stüdt (so anstössig Herrn A. auch das Wort klingt), denn er vergleicht ja zwischen dem Vortrag seines Lehrers und seinem eigenen. Es ist dies Lernen nicht rein mechanisch, am allerwenigsten aber das Naturerzeugniss des Geschlechtstriebes, sondern Auffassung und Wiedergabe des Aufgefassten. Ohne Seelenthätigkeit aber im Sinne der menschlichen ist dieses alles nicht möglich. Wenn der Papagei oder Staar sprechen lernt, so ist dies ohne Gebrauch einer gewissen Verstandesthätigkeit nicht denkbar. Das Ohr nimmt das Wort auf und die Vermittlung zwischen Gehör und Stimmorgan bedingt die Reflexion. Schreibt auch der Geschlechtstrieb dem Staar sein Balzen vor, führt er den Drang zum Gebrauch seines Stimmapparats mit sich; die Worte schreibt er ihm nicht vor. Der Vogel besitzt also innerhalb unübersteiglicher Grenzen Bildungsfähigkeit nach dieser Richtung hin.

„Fortpflanzungsunfähige Vögel dürfen nicht singen.“ Richtig. Entmannte Männer können zwar noch singen, aber wie? So, dass es uns anekelt. Was ist also für ein grosser Unterschied zwischen dem bewegenden Trieb des Menschen und des Vogels? Will Herr A. folgerecht sein, so muss er das Absterben der Liebe Abälard's für Heloise nach seiner Entmannung als Beweis gelten lassen, dass der Mensch der Seele entbehrt. Noch eine Frage über den Einfluss des Geschlechtstriebes auf den Gesang des Vogels. Es gibt schlechte und faule Sänger neben vortrefflichen und unermüdlischen. Dennoch verrichten sie ohne Unterschied ihr Fortpflanzungsgeschäft und werben im Allgemeinen gleich leidenschaftlich um die Gunst der Weibchen — wo liegt hier die Ursache? Nicht in der Ausbildung des Stimmorgans, denn die Schönheit des Vortrags ist nicht durch Fleiss bedingt, nicht in dem Maasse der geschlechtlichen Befähigung, denn weder das Messer des Herrn A. vermag sichtbar hervortretende Unterschiede nachzuweisen, noch hat das scharfsehende Auge eines Forschers bis jetzt ein kälteres oder wärmeres Benehmen im Eheleben entdecken können,

welches in entsprechendem Verhältniss mit jenem grösseren oder geringeren Gesangesfleiss stände.

Herr A. geht nun zum Zweck über, zu welchem der Gesang dem Vogel gegeben sein soll. In erster Linie sollen die Männchen sich dadurch in achtungsvoller Entfernung von einander halten, damit sie sich nicht gegenseitig die Nahrungsquellen schmälern. Auf andere Weise würden sie sich ja nicht von dem Standorte des Nachbars überzeugen können. Welche Willkür! Welche Verkenning der Wahrnehmungsfähigkeit der Vögel auf anderem Wege! Das Auge des Vogels dringt durch den Schatten der Gebüsche und gewahrt auf vollkommen genügende Entfernung den Eindringling. Die Weibchen der Nachtigallen singen z. B. nicht, aber mit welcher Hartnäckigkeit verfolgen sie sich, wenn nur ein Männchen zu haben ist! Die Weibchen des Hausrothschwanzes bekämpfen, jagen, zanken und zerren sich oft Stunden, halbe Tage lang. Und was hält viele Sänger im Sommer immer noch aus einander, wenn längst der Gesang verstummte? Das wachsame, scharfblickende Auge. In Gärten, wo Duzende von Nachtigallen sich ernähren konnten, haben wir nur zwei, höchstens drei Paare Platz nehmen sehen; die andern, welche sich niederlassen wollten, kämpften mit jenen und bequerten sich schliesslich zur Wanderung. Aber wir haben auch graue Grasmücken, Mönche, Klappergrasmücken und andere Sänger in die Umstände sich fügen sehen. Ihre Nester standen nur wenige Ellen von einander und die Männchen wechselten friedlich aneinander vorüber.

Nun soll aber auch der Gesang dem Männchen zur Orientirung des Weibchens gegeben sein. Der Verfasser hat hier wiederum vorzüglich die Nachtigall im Auge. Das Männchen singt in den ersten Nächten seiner Ankunft bei uns aus Sehnsucht nach dem Weibchen. Damit ist aber noch nicht zur Genüge die noch geheimnissvolle Gabe der Vögel erklärt, sich zu finden. Das Weibchen sucht, lockt, weckt vielleicht unter Umständen erst das Männchen aus dem Schlummer, so dass ihm Antwort und ein Jubel von Tönen entgegengebracht wird. Ob sich Beide nicht eben so sicher, wie andere Nichtsingenden, treffen würden, wenn das Männchen nur auf die Töne des Weibchens beschränkt wäre? Dass indessen das Männchen ein Mittel anwendet, welches ihm die Natur dargeboten hat, versteht sich von selbst. Welche dürftige Erklärung aber für die Verleihung der Gesangesgabe, die Herr A. gibt.

Falsch, ganz falsch ist die Meinung des Herrn Verfassers, dass der Vogel gegen den Gesang anderer Vogelgattungen taub sei, dass dieser keinen Eindruck auf ihn mache. Die Sänger regen sich unter einander an. Eine Nachtigall wird immer eifriger singen, wenn die übrige Vogelwelt um sie her in Tönen lebendig ist. Wir sehen dies auch deutlich an gefangen gehaltenen Sängern; aber sie können sich auch durch Ueberbieten zum Schweigen bringen. Die Empfindungen des Neides spielen in letzterer Beziehung eine Hauptrolle. Neid ist aber, beiläufig gesagt, eine Seelenregung. Wohl aber weiss der Vogel den Gesang und den Lockton Seinesgleichen zu unterscheiden von denen anderer Vögel und dass er dies kann, ist ja kein Beweis gegen, sondern für ein vorhandenes Seelenvermögen.

In zweiter Linie soll dem Vogel der Gesang gegeben sein, um die Schönheit und Harmonie der Schöpfung herzustellen. Wir erkennen dies an und finden die Durchführung des Erfahrungssatzes gelungen, nämlich dass im grossen Ganzen die Eigenthümlichkeit des Gesanges zur Umgebung des Vogels passt, ferner dass der Charakter der Jahreszeit, sowie der Tageszeit mit dem Gesang im Allgemeinen in Uebereinstimmung steht.

Aber wir bemerken hier Herrn A. auf dem Felde seiner verhassten Gegner. Da glaubt man auf einmal (S. 78. 79) einen alten Bekannten zu hören, frisch, gehoben-menschlich mit poetisch-offener Seele das „Antropomorphistische“ auch in dem Thiere zu belauschen und aufzunehmen. Aber es währt nicht lange. Das Gefühl des Herrn A. zuckt in reger Ahnung hin und wieder einmal wie unbewusst auf und ist im Begriff, sich gleichgestimmt zu der Thierwelt zu neigen, lebendiges Verständniss einzusaugen; — aber der alte Gott wird wach, und weg ist alle Zusammengehörigkeit der begnadeten Menschenseele mit dem seelenlosen Thiere. So kommt es auch, dass sich der Verfasser schon auf S. 80 in Widersprüche verwickelt.

„Das Laubholz zeichnet sich vor dem Nadelholz aus durch das freundliche, in tausendfachen Nüancen variirende Grün seiner unendlich verschieden gestalteten Blätter, durch die grösste Abwechslung in Gestalt und Configuration seiner Zweige. Buntheit, Mannigfaltigkeit, Schönheit ist sein Charakter. Nur in ihm wohnen die bunt mannigfaltig, lieblich singenden Vögel; die Nachtigall, das Blau- und Rothkehlehen, der Spottvogel, die Dorn-, schwarzköpfige und Gartengrasmücke, die Sumpfrohrsänger, Braunelle(?), Buchfink,

Hänfling(?), Schwarz-(?) und Singdrossel u. a. wohnen eben hier. Das Nadelholz dagegen ist erst in seiner Farbe, steif, eintönig in seinem Wuchse und der Form seiner Nadeln, Amuth, Zierde, bunte Abwechslung sind ihm fern. Im Nadelholze vernehmen wir im Gegensatz zu jenen Gesängen nur ein Zirpen, schnarrende Töne, kurze, meist einförmige Strophen. Misteldrossel, Goldhähnchen, Tannen- und Haubenmeise können in ihren Gesängen, wenn man ihre Stimmen so nennen will, zum Belege des Gesagten dienen. Noch existirt ausser Laub- und Nadelholz ein Wald aus steifen, harten, krispelnden, durchaus monotonen Pflanzen gebildet, der Rohrwald. Auch das Rohr beherbergt seine Sänger, welche sich in ihrem Aeusseren wie im Gesange gleichen, wie ein Rohrstengel dem andern. Ihr stetes „Karr, kerr“ passt unvergleichlich zu den Tönen der windbewegten Stengel und Blätter des Rohres, die Steifheit, Ungelenkigkeit, das Abgesetzte ihres eigenthümlichen Gesanges entspricht ganz dem Rohre“ „Oder vergleichen wir den Gesang unserer Kohlmeise (Laubholz) mit dem der Haubenmeise (Nadelholz), oder den der Schwarz-(?) und Singdrossel (Laubholz) mit dem der Misteldrossel (Nadelholz), den des Eichelhebers (Laubholz) mit dem des Tannenhebers (Nadelholz), so finden wir dasselbe bestätigt“ u. s. w.

Wir fragen erstlich: vermenschlicht hier Herr A. nicht wie irgend „ein sentimentaler Phrasenmacher“, ein „antropomorphistischer Träumer“ der neueren Thierseelenkunde? Wir fragen weiter: schliesst sich denn aus dem Gesagten nicht ganz natürlich, dass diese eintönigen Stimmen im Nadelholze im grossen Ganzen eine Rückwirkung sind der Dürftigkeit und Oede der Umgebung auf das Seelische im Vogel? Und doch will dies nicht in den Kopf des Herrn Verfassers, der da meint, „von Seiten des Thieres antropomorphistisch ihn (den Gesang) aufzufassen, wäre schier unmöglich.“ Dem Herrn A. ist überhaupt eine naturgemässe Erklärung des Seelischen im Thiere unmöglich, weil ihm seine schablonenmässige Zweckmässigkeitstheorie nicht in das klare vermittelnde Verständniss zwischen Thier und Mensch bringen kann oder darf. Er ist — um es der herausfordernden Sprache auf S. 83 gegenüber mit Mannesernst auszusprechen — ein Mann der Kirche, und bleibt am besten mit seinen kirchlich überkommenen Anschauungen von Gott und der Welt viel besser aus dem Bereiche der Naturwissenschaft, er müsste denn gerade, „wenn er den Beruf dazu hat, die Scheidewand zwischen Mensch und Thier zu

stürzen,“ viel eher, als die Anthropomorphisten „auf andere Mittel sinnen, die genannten führen nicht zum Ziele.“ Bewahre, sie können nur belächelt werden, weil ihre verneinende Kehrseite zu ungefällig ist.

Nun kommen wir zum Hauptpunkte der Gegensätze zwischen unserer und des Herrn Verfassers Auffassungsweise: Singt der Vogel mit Empfindung und Bewusstsein, oder nicht? Der Verfasser meint, der Vogel müsse singen. Wir geben dies zu, wenn er uns einräumt, dass auch der im Gefühle seiner Heiterkeit und seines Entzückens schwelgende Mensch singen oder in Bewunderungsrufe ausbrechen muss. Beim Menschen vermag allerdings der viel ausgeprägtere Wille und die ungleich höhere Verstandesgabe Schweigen zu gebieten. Ist das aber nicht ein erkünsteltes Schweigen? Aber nehmen wir bei Vergleich von Mensch und Vogel den ersteren in seiner Kindheit, und die scharfen Grenzlinien zwischen menschlichem und thierischem Handeln nähern sich, verschwimmen, ja fließen vielfach ineinander. Betrachten wir den gesunden Knaben, der z. B. mit einem Butterbrod in's Freie eilt — er kann, wie es vielfältige Erfahrung lehrt, in kindliches Vergnügen über das Freude-Bringende in seiner Hand ausbrechen, und dieses Vergnügen wird sich, neben dem sinnlichen Genusse des Essens, nicht selten in Bewegungen und Lauten, ja im Singen kundgeben, um so überschwänglicher, je mehr reges Gefühl, Temperament er in sich birgt. Aber selbst das vorgerückte Menschenalter kommt bei freudigen Ereignissen, wenn nicht zum Singen, so doch zum — Pfeifen. Hat Herr A. z. B. in früheren Jahren beim Butterbrod oder im Hinstürmen nach den munteren Knabenreihen nicht gesungen und gejauchzt — nun dann gehörte er unter die Käuze, die nicht singen konnten, oder vielleicht unter die Geplagten in den Seminarien, denen in der Zwangsjacke der geistlichen Exercitien der Quell alles Singens, Springens und so mancher andern Regung versiegte. Und unser Bild des Knaben mit dem Butterbrod in der Hand oder des zu den Gespielen eilenden Jungen — wie verhält es sich zu den so bestimmt hingeschriebenen Worten (S. 85): „Wir singen, um unsere Gefühle zu äussern, um uns und Andere zu ergötzen, um Andere in eine bestimmte Stimmung zu versetzen.“ . . . Singt das Kind bei heiterer Laune, im Wohlbehagen, auch um Andere in eine bestimmte Stimmung zu versetzen, oder singt und jauchzt es nicht vielmehr vermöge des ihm alle seine Sinne angenehm be-

rührenden Augenblicks? — Hören wir weiter nun das Urtheil des Herrn Verfassers über die angezogene Stelle eines „erfahrenen tüchtigen Beobachters des Lebens der Thiere“: „„Eigentlich bedürfte es zum Beweise des Gemüthes dieser glücklichen und ihres Glückes bewussten Wesen (der Vögel) nur des einen Wortes „„Gesang“““, um genug gesagt zu haben.““ Wahrlich zum Beweise des Gemüthes (!) dieser glücklichen (!) und ihres Glückes bewussten (!) Wesen bedürfte es etwas mehr, als des einen Wortes Gesang. Wer aus unüberwindlichem Vorurtheil oder aus noch anderen Gründen blind sein will, dem ist schliesslich nicht zu helfen; aber ersuchen möchte ich ihn, nicht auch das Publikum fernerhin mit seinen hohlen Phrasen und Floskeln blenden zu wollen.“ — Wer in aller Welt findet hier Phrasen und Floskeln, noch viel weniger Blendwerk in unlauterer Absicht! Wohl aber bekundet sich in den höchst leidenschaftlichen Auslassungen des Herrn A. eine an böswilligen Glaubenseifer grenzende Blindheit. Herr A. weiss nicht, oder will nicht wissen, dass der Vogel etwas mehr wie eine Maschine ist, er weiss nicht, dass das eigentliche Glück in der ungetrübten, reflexlosen Hingabe an den Augenblick besteht und das Menschenkind mit dem Vogel dieses Glück genießt, im höchsten Grade genießt, indem es singt. Welcher einigermaassen gebildete Mensch wird sich dieser Wahrheit bei Betrachtung der Kinderspiele verschliessen können; — Herr A. thut es. Die Gründe mag sich jeder Menschenkenner selbst sagen. — Es ist Herrn A. zwar nicht entgangen, dass gerade in den ruhigen, heiteren Spätherbsttagen die Lerchen, namentlich die Haidelerchen, das Rothkehlchen, der Fitis und so manche anderen Sänger vor ihrer Wanderung wie zum Abschiede lieblich singen; aber wie verkehrt, gezwungen und geschraubt tritt er mit seiner trüben Brille an diese Erscheinung heran. Ist das Gebahren der alten Vögel (nicht etwa blos der jungen!), wie der Staare, Rothkehlchen und so vieler anderen die Wirkung von Geschlechtstrieb, oder ist es vielmehr nicht eine die Vogelbrust wie das Menschenherz durchziehende andere Regung unter dem Einfluss der sich noch einmal so wunderbar verklärenden Natur? Herr A. öffne einmal sein Herz — wenn es anders sein gepriesener Wächterverstand mit den „gediegenen Gaben“ zulässt — solchen herrlichen Tagen der Verklärung, und er wird vielleicht, wenn er ein menschlicher Sänger, d. h. ein dichterisches Gemüth ist, statt der gläubigen Menge auch einmal ein leises Halleluja an-

stimmen und das kleine singende Vogelherz neben und über sich besser erkennen.

Wir haben oben zugegeben, dass des Menschen viel ausgeprägter Wille die ungleich höhere Verstandesgabe, die Ausdrücke des Gefühls zu unterdrücken vermöchte. Ein Aehnliches gewahren wir bei aufmerksamer Belauschung des Vogels. Dieser wird durch äussere Einflüsse im Gesang gestört und unterbrochen. Schmerz, Furcht, überhaupt Unbehagen überwinden den sonst so mächtigen Trieb zum Singen. Diese hemmenden Einflüsse lassen ihn ansetzen, rasch austossen, leise vor sich hin flüstern. Der veränderte Ausdruck im Ton, seine Dämpfung, sein zaghaftes Hervortreten — von was wird es bewirkt? Von der Seele in ihrer jeweiligen Verfassung und Stimmung! Nur bei völligem Wohlbefinden, bei ungetrübtem inneren Glück singt der Vogel vollkommen. Und wenn es auch nur die geschlechtliche Liebe sein mag, die ihn zum Singen drängt, so ist diese Liebe doch nur eine den Vogel in wohlthuenden Empfindungen durchdringende Bewegkraft, der die Töne den entsprechenden Ausdruck verleihen. Ohne Bewusstsein ist dies gewiss nicht möglich. Merken wir nun gar auf die Warnungsrufe der Vögel, auf ihr hastiges, angstvolles Geschrei, wenn den Jungen Gefahr droht, so widerlegt sich die gegnerische Anschauungsweise eben so schlagend. Die Gefahr zu erkennen, zu berechnen und das Verfahren danach einzurichten, vermag nur das Seelenvermögen, stehe es auch auf vergleichsweise niederer Stufe. Warum lassen die Vögel ihre Beschützer und Freunde nahe an sich vorüberwandeln, und umgekehrt: warum setzt sie die bekannte feindliche Erscheinung in ängstliche Aufregung? Die Erfahrung ist ihre Lehrmeisterin, und nur ein denkendes Wesen kann der Erfahrung gemäss handeln. Will der Herr Verfasser ein Wägen, ein Schätzen der drohenden Gefahr dem in der Schule der Erfahrung gewitzigten Vogel oder Säugethier absprechen, nun, dann hat er die Thiere sehr mangelhaft beobachtet. Freilich — wir wiederholen es — auf das Gebiet der Säugethiere hat sich sein Widerspruchsgeist nicht gewagt. Wir geben ihm Gelegenheit durch Hinweisung auf unsere „Thierwohnungen.“

„Kampf der Männchen.“

In dieser Abhandlung wird die sonderbare Behauptung aufgestellt, die Männchen einzeln lebender Vögel kämpften nicht in Folge von nebenbuhlerischen Regungen, nicht aus selbstständigem

Antrieb, sondern sie seien die Werkzeuge eines Urhebers, der sie gleichsam an Fäden zu Zwecken in Thätigkeit setze, welche ihr eigenes Vermögen nicht in Aussicht nehmen könne. Wir wissen kaum, was wir hierzu sagen sollen, da eigentlich jedes Wort der Widerlegung überflüssig sein dürfte. Wer je die grosse, sich zur höchsten Leidenschaft steigernde Erbitterung kämpfender Männchen angesehen hat, der kann nicht anders, als die Werkstätte solcher Handlungen im Vogel selbst und sonst nirgends zu suchen. Wie sprüht das Auge Funken, wie sind alle Bewegungswerkzeuge in Spannung und Thätigkeit, wie aufgereggt klingt die Stimme, wie erhost fauchen die Kämpen, wie stark klopft ihr Herz, wie schwer fliegt der Athem, wie matt liegen sie zuletzt am Boden. Und das sollte nicht Eifersucht sein! nicht aus Liebe für das Weibchen geschehen! Der Stärkste siegt, aber nicht, damit die Race „kräftig erhalten“ und „vor Degeneration bewahrt werde.“ Will man hier den teleologischen Zweck mit Gewalt unterschieben, so ist man zur Frage berechtigt: warum regiert nicht auch die Menschen eine unwiderstehliche Naturnothwendigkeit, damit ihre Degeneration verhütet werde? Nicht wahr, man schiebt nur da höhere Zwecke unter, wo es in den Kram passt! Die ganze Sache verhält sich einfach wie folgt: Die Männchen bekämpfen sich aus Liebe zum Weibchen und aus gegenseitiger Eifersucht zur Paarzeit, denn die geschlechtliche Liebe ist egoistisch. Später finden bei Begegnung unbedeutendere Kämpfe statt, welchen andere Regungen zu Grunde liegen, etwa Futterneid oder auch Abneigung überhaupt. Im Herbst, zumal an sonnigen Septembertagen, haben wir nicht blos männliche und weibliche Sperlinge, immer zu zwei, sondern auch Goldammer sich mit unablässiger Verfolgung bekämpfen sehen. Welcher teleologische Zweck liegt hier zu Grunde? Sprechen diese Thatsachen nicht für eine Uebereinstimmung der Naturanlage des Vogels mit der des Menschen? Warum faucht, beisst und verjagt die Kohlmeise andere Vögel, wenn sie in ihren Haushalt sich eindringen wollen? Um sich, ihr Weibchen, ihre Brut zu schützen oder nicht stören zu lassen. Das geschieht aber nicht ohne Achtsamkeit, es geschieht aus innerem freiem Bewegtrieb. Das Betragen gegen die Nachbarn ist auch veränderlich: hier duldet die Meise durchaus kein anderes Vogelpaar neben sich, dort brüten mehrere in einem und demselben Baum. Die Vögel haben ihre Launen, ihre Individualität. Sie wissen auch, gegen welchen Vogel sie etwas ausrichten

können und gegen welchen nichts. Eine weitere Frage liegt nahe. Wenn die Männchen der einzeln lebenden Vögel sich bekämpfen müssen, um die Degeneration zu verhüten, warum wohnen Gesellschaften von Dohlen, Saatkrähen, Webervögeln, Uferschwalben und andere jahraus jahrein friedlich neben einander, ohne dass sie entarten? So lange es Vögel giebt, gab es Starke und Schwache, der sonstigen Anlagenunterschiede gar nicht zu gedenken. Es fragt sich aber sehr, ob Stärke auch immer gleichen Schritt mit Gesundheit hält, ob nicht ein schwächeres Männchen eine eben so gute, wenn nicht bessere Gesundheit habe, als ein stärkeres, ob im Kampfe allein Stärke oder nicht auch Muth, Entschiedenheit und leidenschaftliche Erregtheit zum Sieg ver helfe. So viel ist aber gewiss, dass der einmal gepaarte Sänger sich von keinem Eindringling, mag dieser auch stärker sein, vertreiben lässt, und hier wird ein gewisses Selbstbewusstsein, ein durch Sieg und Besitz sich stärkendes Gefühl obwalten, das dem Ehegatten dem Eindringling gegenüber eine Uebermacht verleiht.

(Schluss folgt.)

Ein sprechender Kanarienvogel!

Schon vor längerer Zeit hörte ich von Bekannten, dass die Frau Prof. Teschner hier, Hallesche Str. 11, einen sprechenden Kanarienvogel besitze; da ich jedoch das Sprechen bei einem solchen Vogel, wenn auch nicht für unmöglich, so doch für sehr unwahrscheinlich hielt, so liess ich das Geruch anfangs unbeachtet, bis es immer deutlicher wurde und mich veranlasste, den Sachverhalt zu untersuchen. Ich begab mich desshalb zu der genannten Dame, die auch sehr bereitwillig mir den Vogel presentirte und ihn zum Sprechen anregte. Sie sprach ihm langsam die Worte vor: „Wo bist du denn mein Mätzchen, mein liebes Mätzchen?“ welche der Vogel mit einer solchen Deutlichkeit wiederholte, dass ich anfangs glaubte, sie würden nicht von dem Vogel, sondern von einem in dem Zimmer spielenden Kinde ausgesprochen. Von diesem Glauben wurde ich jedoch bald bekehrt, als der Vogel dicht neben mir auf dem Tische stehend dieselben Worte mit derselben Deutlichkeit wiederholte. Wie ich hierüber erstaunte, kann sich jeder Kundige leicht denken. Der Vogel blahte dabei den Kehlkopf wie zum Gesange auf, es erfolgte aber nicht Gesang, sondern immer vorbenannte Worte.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Journal für Ornithologie](#)

Jahr/Year: 1868

Band/Volume: [16_1868](#)

Autor(en)/Author(s): Müller Adolf, Müller Karl

Artikel/Article: [Eine Entgegnung auf die Schrift: "Der Vogel und sein Leben" 265-284](#)